

Ich glaube, also bin ich

Hamburg, 14.01.2005

Nicht dass der Mensch funktioniert oder auf Funktionen verweist, ist erbärmlich, sondern dass die Gesellschaft ihn auf die eine Funktion der Verwertbarkeit: auf reine Ökonomie festnagelt, und weitere Voraussetzungen nicht duldet. Denn Außerökonomisches hat sich als Verfügungsmasse dem Primat der reinen Ökonomie unterzuordnen, Politik und Kultur zu formulieren nach Kassenlage. Der Bürger mag über diesen Sachverhalt verschrecken und, wenn's hoch kommt, mit folgender Denkfigur reflektieren: als nivellierendes Moment dienen Kunst und Kultur der Beschwichtigung möglicher Unruhe in einem System der unterlassenen Hilfeleistung: des vorsätzlich eingezogenen ökonomischen Mangels – ehe Erregungen, großen Naturgewalten gleich, anschwellen, um sodann unkontrolliert zu verwüsten, was Menschen lieb und teuer.

So viel Aufklärung mag den Spießbürger in lichten Momenten tatsächlich befallen, meist aber nur kurz. Denn zwangsneurotische Ängste verdunkeln im weiteren Verlauf unbequeme Erkenntnisse, selbst die, die er sich selbst erarbeitet haben mag. Selbst-Vergessenheit senkt sich von Zeit zu Zeit immer wieder über seine jämmerliche Existenz. Übrig bleibt sozialkritischer Manierismus. Das wird deutlich, wenn man dem Spießer das Sprechen über Ökonomie, resp. Gesellschaftsanalyse abverlangt und er diese wortreich verweigert – in der stillen, alles gänzlich verdunkelnden Überzeugung, er als armer Bürger sei nur kleines Rädchen einer übermächtigen Maschinerie, ohnehin machtlos gegen einen durch menschliches Handeln verursachten Mangel. Analysierende Bemühungen, wie menschliches Handeln mit ökonomischer Bewegung zusammenhängt, werden ihm dann grundsätzlich zu viel. Dann reichen universale Begriffe, die alles und nichts sagen – bis hin zum Bösen in der Welt, das bei Bedarf für alles und jedes herhalten muss und von dem man nur hoffen darf, dass es immer nur die anderen erwischt. Dann bricht Öko-

nomie wie Unwetter schicksalsmäßig über Menschen herein. Dann kann man halt immer nur helfen, wie es den eigenen beschränkten Möglichkeiten entspricht. Ein Euro hier, ein weiterer Euro dort. Zuweilen feiert sich die Nation in ultimativer Spendeneuphorie, den Spießler, der es im Grunde doch gut meint, der in seiner Hilfsbereitschaft zu den schönsten Hoffnungen Anlass gibt. Und Außenminister Joschka Fischer quetscht sich derweil im Katastrophengebiet eine Träne ab. Selbstverständlich bei ausgeschalteter Kamera. Halleluja.

Ein typischer Gutmenschenatz lautet: wer sei man überhaupt, dass man mehr könne, als sich nach der eigenen beschränkten Decke strecken. Dabei würde "kein Brechreiz auslösen" auch mal ganz schön, das heißt, wenn das formulierte soziale Interesse nicht schon standardmäßig zum Getue verkommen würde. Hier sind die Geistlichen immer ganz vorn mit dabei. Wohl ist dem religiösen Gemüt dabei nicht, denn wo der Pfaffe immer wieder Glauben und Hoffnung auf Erlösung vom Bösen aus seinem angestaubten Hut zaubert, um Analyse zu vermeiden, mag er spüren, dass er vor allem eigene Unruhe, die er als Verzweiflung am Glauben auslegt, nur die Spitze abschneidet. Mit dem profanen Bürger mag er dunkel ahnen: die Strasse ist zwar wieder ruhig. Der Protest hat sich zurückgezogen. Geblieben ist die unbestimmte Angst vor weiteren Wellen, was der liebe Gott in seiner Gnade verhüten möge, solche, die sich mit anderen zu größeren Wellen bündeln, um weite, nicht für möglich gehaltene Teile der Gesellschaft zu affizieren.

Der Geistliche – er fühlt und schwitzt aus allen Poren immerdar, wo er Öffentlichkeit mit seinem Glaubensallerlei beschwätzt. Für subalternes Gewäsch steht der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche Wolfgang Huber. Sein Thema im Studio-talk mit Michael Friedman auf N24: Wo war Gott bei der Flutkatastrophe. Friedman fragte ihn in seiner typisch bohrenden und penetranten Art natürlich auch nach den Katastrophen, die durch menschliches Handeln verursacht seien, so zu den Fünfzigtausend Menschen, die täglich(!) an Unterernährung sterben.

Dazu Hubers zentraler Denkansatz. Das Böse gäbe es immer und überall, in jedem einzelnen Menschen. Davon könne nur Gott erlösen und ein möglichst unerschütterlicher Glaube an ihn. Ungeheuerlich, ja bösartig ignorant, dieses Geschwätz. Warum schweigt er nicht einfach zu sozialen Fragen, wenn ihm mehr nicht einfällt? Warum schweigt er nicht überhaupt?

Für ein ganz anderes seismografisches Gespür steht Kierkegaard in seinem verzweifelten Bemühen, den sauberen, ganz und gar subjektfundierten Glauben zu begründen, und zwar ganz konsequent ohne irdisch-soziale Verunreinigungen. In dieser Konsequenz wittert so mancher Kirchenvertreter den Ketzer, wenn nicht einen Wahnsinnigen. Für Kierkegaard ist der Mensch als Geistes- und Kulturwesen ganz und gar nicht autonom, autonom vielleicht nur in der Hinsicht, dass er die Natur nicht braucht, er sich selbst Natur genug, eine Natur über der eigentlichen Natur. Kant hat diesen Anspruch, wogegen Kierkegaard sich wehrte, als gottebenbildlichen freien, autonomen Willen und darauf fußender Moral auf ein Piedestal gehoben, ganz analog zu den Königen der Hochkulturen, die ihre Allmachtsphantasien in Stein meißelten, weil sie sein wollten wie die Götter: ewig. Die Pharaonen ließen ihren Leichnam einbalsamieren, um sich ihrer Existenz auf Ewigkeit hin zu vergewissern und gottähnlich mit den Göttern auf ewig verbunden zu sein. Noch im und nach dem Tode, der kein wirklicher sein sollte, musste der Blick den Sternen zugewandt sein, dort man den Sitz der Götter wähte. Diese repräsentierten die Idee von einem sozialen Zusammenhang. Moral bedeutete vor allem: Gehorsam sein den Göttern gegenüber und ihren Stellvertretern auf der Erde: den Königen und der Priesterkaste.

Wollte man hochkulturelle Moral in Begriffe der sozialen Existenz übersetzen, so hieß dies zuallererst: den Göttern nah sein, vor allem für sie da sein – auf dass das Gute, das Wahre, der allumfassende Sinn des Lebens sich in einem sakral-abstraktem Bild manifestiere und der profane Mensch nicht Vergnügen an dem finde, was er selbst jeden Tag tut und erschafft, an dem, was

das Christentum einmal die dunkle Seite, ja die dunklen Mächte der irdisch-materialen Existenz bis hin zur leiblichen Reproduktion nennen sollte. Schaffen, sozial da sein schon, aber zur höheren Ehre der Götter, bzw. gottähnlicher Könige. Sie repräsentierten Moral und soziale Existenz. Sie bestimmten autonom, was Moral ist. Eine profan-narzisstische Existenz, die sich aus sich selbst heraus, subjektfundiert definiert, gab es nicht. Autonom war lediglich ein Selbstbewusstsein, das weit weg angesiedelt war von der profan-alltäglichen, auf ökonomische Reproduktion fixierten Existenz: Das kommunikative Zeichen verselbständigte sich, es trat heraus aus dem Kontext sozialer Existenz, gleichwohl nur um eifersüchtig über diese zu wachen; es gebärdete sich alsbald als welterschöpfende Entität, auch wenn es von Zeit zu Zeit unbotmäßig sich hernieder beugen mochte, um zu schauen, was los ist in den Niederungen profan-ökonomischer Existenz, aber nur kurz, birgt die Nähe des Auges doch stets die Gefahr, das Heilige und seine Vertreter herabzuwürdigen auf Alltägliches, es seiner Autonomie zu berauben, der Kritik auszusetzen, daraus Ungehorsam erwächst.

Allein die Griechen gönnten sich, wenn auch in Maßen, den Luxus, das, was ist, zum Gegenstand von Reflexion zu machen, nicht zu gehorchen um jeden Preis. Der einzelne sollte reflektieren, um zu wissen. Er musste wissen, um richtig zu handeln. Das Subjekt wurde in die Verantwortung genommen, Richtiges vom Unrichtigen im sozialen Kontext zu scheiden. Dieser trat nicht als undurchdringliche Macht, der man sich – wenn überhaupt – nur mit bedacht nähern dürfe, dem Menschen entgegen, vielmehr als etwas, auf das der Mensch formend Einfluss nehmen könne und solle (Könige als Philosophen). Das relativierte die Macht der Götter auf bedenkliche Weise. Die Ver-subjektivierung menschlicher Existenz durch das Christentums hat hier ihre Wurzeln, die in den Investiturestreit führten und den heutigen Laizismus begründeten, dem bürgerlichen Gemüt Einlass gewährten in den feudalen Körper und einen aus ihm wachsenden Absolutismus von vorn herein belasteten. Allein die

Losung “l'état, c'est moi” vermag kaum einen Unterton nötigen Anspruchsdenken zu verhehlen. Indes ein Anspruch, der es nötig hat, sich zu formulieren, ist weit davon entfernt, wirklich souverän und absolut zu sein. Er wittert die Unruhe in den eigenen Reihen, wenn nicht gar in sich selbst, die es zu beschwichtigen, notfalls hart zu bestrafen gilt.

Der orthodoxe Marxismus sagt, ökonomischer und technischer Fortschritt würden immer wieder neue soziale Entwicklungen hervorbringen, fortschrittlichere soziale Verhältnisse, die dem jeweilig fortschrittlicheren Stand der Produktivkräfte entsprächen. Dem mag ich nicht widersprechen. Unterschlagen sollte man aber nicht, dass das Christentum als soziale Kraft gegen einen römischen Despotismus die Perspektive des Menschen grundlegend veränderte – hin auf die eigene Existenz unter Abzug staatlich-gesellschaftlicher Herrschaftsinteressen, auch wenn es diese sich schließlich zu eigen machte, sagen wir machen durfte, dagegen sich aber stets innerchristlicher Protest regte; ein homogenes Christentum sich noch gar nicht herausgebildet hatte und auch nie herausbilden sollte. Insofern kann man vom Christentum nicht als von einem moralischen Wertesystem durchgehender Heuchelei sprechen, wie das Friedrich Nietzsche in seiner “Genealogie der Moral” tat, zumal – als Voraussetzung von Freiheit und Emanzipation – allen christlichen Fraktionen die Akzentuierung des Innenlebens menschlicher Existenz wesentlich ist, die, wie Nietzsche indes hellichtig mutmaßte, das Römische Reich innerlich aushöhlte und zugrunde richtete – unverträglich mit jeglichem Despotismus. Die Völkerwanderungen versetzten dem politisch-ökonomischen Rom nur den letzten Todesstoß, vollendeten das, was der Prozess einer Versubjektivierung lange zuvor vollbracht. Das Christentum leistete Sterbehilfe, indem sie der römischen Gesellschaft ein Sterbelager schuf so wunderschön. Der Tod einer Gesellschaft zieht immer von innen herauf – äußere Faktoren, ja geringste Anlässe führen ihn schließlich herbei. Im feudalen Mittelalter sollte sich die Souveränität nicht mehr in dem Maße wie zur Zeit der Hochkulturen auf

einen Punkt konzentrieren. Denn das Christentum verallgemeinerte das soziale Interesse auf der Ebene des Subjekts, fundamentalisierte in seiner Philosophie den mentalen Abstand des Subjekts vom Staat, davon selbst Kaiser, Könige und Fürsten affiziert waren, machten sie doch aus politisch-strategischen Interessen heraus sich diese Mentalität zu eigen: die Moral zu einer Sache des Subjekts und seines freien Willens (Kant) – schließlich zu einer Sache des einsamen Subjekts (Kierkegaard). Da war der Absolutismus aber schon tot. Die Nachricht von seinem Ableben hatte ihn und die ihn tragenden Schichten nur noch nicht erreicht: das Subjekt wachte fortan über sich selbst, weil Gott und Moral nunmehr in ihm, dem Einzelnen nah und nicht allein Sache eines über allem schwebenden und allmächtigen Außen mehr waren. Nunmehr wurde der Einzelne von narzisstischen Allmachtsphantasien heimgesucht, die einst, in den Hochkulturen, allein dem Despoten vorbehalten waren. Denn das Zeichen ging als Realabstraktion mit dem Subjekt eine sakrale Symbiose ein, machte vergessen, dass es einen weitest möglichen Abstand zu Gott geben müsse, um ihm wirklich nah zu sein, so Søren Kierkegaard in seiner genialen Abhandlung “Die Krankheit zum Tode” (KIS-KZT, S.130ff); machte vergessen, dass es – dem Intersubjektiven verpflichtet – als Medium und Konstruktion kommunikativer Verständigung für soziale Vorgänge steht – Medium für das Soziale ist, nicht das Soziale selbst.

Dieses Missverständnis gab es in den Hochkulturen nicht. Ebenso wenig bei den Griechen. Noch war dieser Abstand gesellschaftlich institutionalisiert, fest eingezogen in den gesellschaftlichen Körper, ganz und gar unproblematisch. Auch wenn Sokrates für Kierkegaard ein Heide war mit christlicher Eingebung, der, ohne richtig Christ zu sein, den Herrgott im Herzen trage und dafür den Giftbecher trinken musste. Ein historischer Wahrheitszeuge, der gleichwohl dem Erkennen und Reflektieren noch zu viel Bedeutung beimaß. Denn in der Reflexion manifestierte sich Sünde, zu wenig Abstand zu Gott, schwierig zu halten, ist dieser dem Einzelnen doch ganz nah. Auch wenn Reflexion im

eigentlichen Sinne nicht "Sünde vor Gott" sei, da diese sich dem Begreifen und der menschlichen Intelligenz entziehe: Gott ganz nah sein und gleichzeitig so fern sein müssen. Ein Paradox, an dem sich "Ärgernis" entzündet: Sünde sei etwas, das einfach nur geglaubt werden müsse. Ja, so Kierkegaard weiter, menschlicher Eigensinn grenze an Unverschämtheit und Gedankenlosigkeit da, wo er begreift, "was nicht begriffen werden will" (KIS-KZT, S.112), was zu begreifen allein Gott vorbehalten.

Die Lösung dessen, was Sünde ist und nicht ist, liege Kierkegaard zufolge allein in der Offenbarung. Es erfordere die Offenbarung durch Gott, "um den Menschen aufzuklären, was Sünde ist" (KIS-KZT, S.108). Die Fähigkeit, Recht von Unrecht, richtiges vom falschen Handeln zu trennen – sagen wir ruhig: soziale Wissenschaften zu treiben zur Lösung sozialer Probleme – sei erst durch die Gnade Gottes möglich. Ohne sie seien die Menschen nicht in der Lage, Probleme, die sie mit sich und Ihresgleichen haben, zu lösen. Allein dies müsse man begreifen, sonst nichts. Sünde komme aus Trotz und einem eigensinnigen Willen, sei Sache menschlicher Freiheit, und heißt: nicht davon ablassen können, dass man kraft Reflexion zu menschlichen Wahrheiten kommen könne. Wahrheiten dieser Art seien nur relativ im Verhältnis zum Menschen und nicht vollkommen im Verhältnis zu Gott. Hier entdeckte Kierkegaard in Hegels Philosophie größtmögliches Heidentum, denn sein gedankliches System nivelliere, wider besseres Wissen, den Qualitätsunterschied zwischen Gott und Mensch. Dort liefen Gott und Mensch noch entsetzlicher zusammen als jemals im Heidentum.

Menschliches wahrhaft verstehen zu wollen durch Reflexion, sei nur als sündige Einbildung möglich, gegen den Glauben gerichtet, sei Trotz, sei Sache eines dunklen, sündigen menschlichen Willens, der den Glauben und seine darin verborgene Wahrheit verdunkeln würde. Der Wille sei etwas Dialektisches und habe "die gesamte niedere Natur des Menschen unter sich". Und "wenn die Erkenntnis gehörig verdunkelt ist", aus Verzweiflung, das heißt: Sünde, der der Mensch in dem Maße ausgesetzt sei wie

sein Vertrauen in Gott schwinde, ja dann verstünden sich Erkenntnis und Wille immer besser. Lichtblicke wahrhaft christlicher Erkenntnis seien dann immer nur kurz und hätten kaum eine Chance (KIS-KZT, S.107). Verzweiflung und Ärger – das ist Sünde, bzw. mangelndes Vertrauen in Gott – steigerten sich bis zu einem Punkt, von dem aus es nur zwei Wege gäbe: Glaube oder Unglaube.

Man sieht: Moral als Lehre vom richtigen Handeln ist allein Sache göttlicher Offenbarung. Modern gesagt: das Soziale nach menschlichem Maß hat außen vor zu bleiben. Moral lässt sich nur als eine solche vor Gott begründen, nicht als eine nach menschlichem Maß. Glaube, das heißt, Vertrauen in die erlösende Kraft Gottes bringt den Menschen auf den rechten Pfad. Moral als Geschenk Gottes? So ist es, obwohl der Glaubensspieß sich so nicht gern verstanden haben möchte. Trotzdem: das soziale Engagement des Geistlichen bleibt notwendig blass und den herrschenden Verhältnissen gegenüber affirmativ, sofern es sich äußert durch eine Theologie, die sich auf Kierkegaard beruft. Warum hier reden, wo man besser schwiege? Denn Kierkegaard zufolge rede man den herrschenden, subjektiver Innerlichkeit abgewandten Verhältnissen – der Innerlichkeit gegenüber feindlich gesonnen, dort der Glaube gar nicht wachsen könne – doch ohnehin nur nach dem Munde, um alles mögliche zu erregen, nur eben kein Ärger, wiewohl “Ärger im Verhältnis zum Gott-Menschen” eine zentrale mentale Disposition auf dem Wege zum wahrhaften Glauben sei. Und das Ärger, so Kierkegaard in seiner Kampfschrift “Einübung im Christentum” (KIS-EIC), das der Gott-Mensch im Einzelnen erzeuge, ihm den Glauben fremd mache, wiewohl es seine Voraussetzung sei, sei, menschlich gesprochen, immer ein Ärger gegen Menschen, die sich in Opposition gegen bestehende (Welt)Zustände menschlichen Daseins verhalten, die den Einzelnen gefangen nähmen, entscheidungs- schwach und handlungsunfähig machten, ihn paralisieren würden in seiner Existenz dadurch, dass diese unentwegt verführt sei, sich mit ihnen, den Verhältnissen, gemein zu machen, bis diese

schließlich in einem die subjektive Existenz nivellierenden, “versteinerten Formalismus” gerönnen, in dem religiöse Existenz und Glaube (und mit ihnen der Mensch überhaupt) – als Wagnis nicht mehr spürbar, geschweige vermittelbar – zur Farce sich zurückentwickeln würden:

“Indes das Bestehende trotzte damals (zu Lebzeiten Jesu, Anm.F.W.) und trotz jederzeit darauf, das Objektive zu sein, das höher ist als jeder Einzelne, als die Subjektivität. Im gleichen Augenblick nun, da ein Einzelner sich dem Bestehendem nicht unterordnen will, oder gar auch es als das Wahre nicht anerkennt, ja, es der Unwahrheit bezichtigt, wohingegen er von sich sagt, er sei in der Wahrheit, und von der Wahrheit sagt, dass sie eben in der Innerlichkeit liege: ist der Zusammenstoß da. Das Bestehende wirft sehr richtig die Frage auf: was bildet sich denn dieser Einzelne ein das er ist, bildet er sich vielleicht ein, dass er Gott ist...oder doch, dass er mehr ist als Mensch...Nein, die Lästerung ist eigentlich ein Schatten des ungöttlichen Sinns, mit welchem man das Bestehende als das Göttliche verehrt...Das Bestehende hat auch einmal angefangen mit jenem Zusammenstoß zwischen dem Einzelnen und einem Bestehendem...aber nun soll das vergessen sein, die Brücke abgebrochen sein, das Bestehende zur Gottheit erhoben sein...Die Erhebung des Bestehenden zur Gottheit ist die selbstgefällige Erfindung des verkehrten weltlichen menschlichen Sinns, der sich zur Ruhe setzen möchte, und sich einbilden, dass nunmehr ewiger Friede und Sicherheit sei...und siehe da, da kommt ein Einzelner, ein Peter Naseweis und bildet sich ein, er sei höher als das Bestehende. Doch...es könnte schon möglich sein, dass er die Bremse wäre, deren das Bestehende bedarf, um nicht in Schlaf zu versinken” (KIS-EIC, S.79ff).

Indes erregen unsere Geistlichen Ärgernis auf eine ganz andere Weise, nämlich ob ihrer benebelnden Geschwätzigkeit, ohne dass noch in Spurenelementen erkennbar wird, auf welche Weise und gegen welche Verhältnisse ihre schwatzende Existenzen sich als ein Ärgernis verstehen. Da war das Christentum Kierkegaard zufolge stets nur Bewegung lauwarmer Luft; und wir meinen:

auch jenes, das ihn ab dem Zwanzigsten Jahrhundert rezipierte, um sich als dialektische Theologie gegen einen fortschritts-optimistischen Kulturprotestantismus des Neunzehnten Jahrhunderts abzugrenzen, ohne sich noch auf Ansätze einer gesellschaftskritischen Marxrezeption christlicher Sozialethiker aus dem Neunzehnten Jahrhundert zu besinnen, um diese in eine wirkliche, ökonomisch fundierte Kritik aller menschlichen Verhältnisse fortzuführen, in denen der Mensch ein entmenschlichtes Wesen ist. Dagegen sollte fortan das Wort Gottes im Leben des Einzelnen wieder zur vollen Geltung kommen, das nicht mehr als nur schwanger gehen kann mit einem zu amorphen Begriff von Gesellschaftlichkeit, der mit einer differenzierenden ökonomischen Analyse unvereinbar, der überall, wo man hinguckt, die schönsten Blüten eines sozialkritischen Manierismus evoziert, um nicht zu sagen: geistige Niveaulosigkeit. Ja, ja, ohne die Gnade Gottes spiele der Mensch immerzu nur "Blinde Kuh", wie die Katastrophe des Erste Weltkriegs deutlich zeige.

Wie Marx schon anmerkte, löste Ludwig Feuerbach das Missverständnis eines Blinde-Kuh-Spiels, das sich tiefgründig analytisch dünkt, das auch der Philosophie Kierkegaards innewohnt, so scharfsinnig konstruktiv-psychologisch sie auch verfahren mag, nur vermeintlich auf, indem er als einer der ersten von Religion – Gott, Jesus, Unsterblichkeit – als Projektionsabstraktion von all dem sprach, was Menschen sich wünschen, wie und was sie in der sozialen Wirklichkeit sind und sein wollen. Er verfehlte die menschliche Existenz als Prozess von all dem, was Menschen machen und wofür sie sich jeden Tag aufs Neue moralisch zu-rechnungsfähig engagieren. Das Gute komme zwar nicht mehr von oben, sei nicht Sache einer zukünftigen Verheißung, vielmehr im Menschen immer schon, zu allen Zeiten, vorhanden gewesen; der Mensch müsse es nur begreifen. Feuerbach steht für Atmosphärisches, indem er Göttliches vermenschlicht, in seinen Augen eine Umkehrung eines jahrtausendlang anhaltenden Vorgangs der Vergöttlichung menschlicher Wünsche und sozialer Welten. Seine Philosophie steht nicht für Bewegung und Entwicklung,

nicht für eine zurechnungsfähige Moral, die politische und ökonomische Teilhabe einfordert.

Es liegt in der Philosophie von Feuerbach viel Traurigkeit: eine Trauer darüber, dass es eine Differenz gibt zwischen Bedeutungsträger und zu Bedeutendem, zwischen Zeichen und zu Bezeichnendem, zwischen Bild und seinem Gegenstand, zwischen Gott und dem, was durch ihn transportiert. Anstatt diese Differenz sozial zu akzentuieren und von universalen Momenten zu befreien, betrauert er sie. Fast will man meinen, dass es Trauer darüber gibt, dass Menschen nicht umhin kommen zu sprechen, um sich ein Bild zu machen von dem, was sie jeden Tag tun, um zu leben. Als möchte man am liebsten schweigen und täte dies auch wirklich, wenn das nicht einem Selbst-Mord auf Raten gleichkäme. Dabei ist ein Hörer immer gehalten, den phonetischen Laut eines Zeichens – Trauer, Liebe, Hass, etc. – zu koppeln an einen sozialen Sachverhalt, der über Trauer, Liebe, Hass etwas, was der Fall, zum Ausdruck bringt. Man kommt um das Propositionale, das auch dem sozialen Zeichen anhaftet, nicht herum und wird Auseinandersetzungen nicht vermeiden, so sehr man sich Ruhe, Einsamkeit, Isolation und nicht zuletzt Autonomie wünscht.

Die "Krankheit zum Tode" markiert für Kierkegaard stille Verzweigung – eine, die sich im heutigen theologischen Diskurs, der sich mit dem Bestehenden gemein gemacht, nur nirgends mehr manifestiert – eine, die mit wachsendem Glauben, aber auch Unglauben – Verzweigung am Glauben – anschwellt, d.i. Verzweigung am eigenen Selbst, das mit sich selbst uneins, eine des Geistes, die immer und überall allein deshalb, weil der Mensch reflektiert, als Geistwesen aus dem Reflektieren nicht herauskomme. Im Geist manifestiert sich Sünde als Moment von Notwendigkeit, als etwas nicht zu Begreifendes, als reflektierende Positionierung, in höchstem Maße sündhaft, weil als eine solche vor Gott. Menschen sind identifizierbar als "Sünder vor Gott", begründet durch unendliche Ferne zu Gott, die Sünde transparent und nachvollziehbar erklärbar als Kontinuum mache, und

zwar als kontinuierlich wirkende dunkle Macht des Willens, was den Geist antriebe, den Menschen – in Anlehnung an Schopenhauers Werk "Die Welt als Wille und Vorstellung" – als irdische Last auferlegt, von der er sich durch Reflexion nicht befreien könne, da diese nur Manifestation von Sünde, die daher des Erlösers bedürfe. Hier ist er ganz und gar Materialist, als solcher auf nachvollziehbare Erklärungen, auf Transparenz bedacht: die dunkle Macht des Willens, das ist das Sein, bestimmt das Bewusstsein, das ist der Geist. Ein Fluch, von dem nur der Glaube befreien könne. Leben war für Schopenhauer auch nur eine Last, auch Fluch, nur dass er, im Unterschied zu Kierkegaard, einen göttlichen Befreier von der dunklen Macht des "Innen" weit und breit nicht sehen wollte. Nietzsche wird die dunkle Macht feiern als "Wille zur Macht" und geriet darüber – von allen guten Geistern verlassen – in den Wahnsinn. Als wollte der liebe Gott hier mal ein Exempel statuieren.